

Befreiung oder Niederlage?

Der 8. Mai 1945: ein historisches Datum mit unterschiedlicher Wahrnehmung



Foto: Angie Ehinger

Am 8. Mai 2025 jährte sich das Ende des Zweiten Weltkriegs in Europa zum 80. Mal. In Deutschland ist dieses Datum bis heute mit ambivalenten Gefühlen verbunden. War dies ein Tag der Befreiung, wie es Bundespräsident Richard von Weizsäcker 1985 in seiner bewegenden Rede formuliert hatte?

Oder eine bittere Niederlage, wie ein erheblicher Teil der deutschen Bevölkerung es empfunden hat – als Zusammenbruch eines selbst geschaffenen, von nicht Wenigen lange verherrlichten Systems?

Die Antwort hängt von der Perspektive ab – und von der Rolle, die der Einzelne oder seine Familie im Krieg eingenommen hat. Für Viele war es die Befreiung von Terror, Unrecht und Krieg. Für Andere der Verlust von Heimat, Status, Macht – und das Aufwachen in einer fremdbestimmten Welt.

Der totale Krieg und das Ende eines Regimes

Um den 8. Mai 1945 zu verstehen, müssen die Monate und Jahre davor in den Blick genommen werden. Deutschland hatte unter Führung Adolf Hitlers einen beispiellosen Angriffskrieg entfesselt. Mit dem Überfall auf Polen begann ein Flächenbrand, der ganz Europa und darüber hinaus Teile der Welt erfasste. Das national-sozialistische Regime führte nicht nur Krieg gegen Armeen, sondern auch gegen Zivilbevölkerungen, gegen Minderheiten wie die europäischen Juden, gegen Sinti und Roma, gegen Homosexuelle, gegen Behinderte. Gegner des Regimes jeglicher Couleur wurden verfolgt, als würden Menschen mit anderen politischen Ansichten automatisch ihre Daseinsberechtigung verlieren.

Im Februar 1943 verkündete Propagandaminister Joseph Goebbels in seiner berühmten Sportpalastrede den „totalen Krieg“. Die gesamte Gesellschaft wurde in den Dienst der Kriegsmaschinerie gestellt. Männer, Frauen, Kinder – alle mussten „ihren Beitrag“ leisten. Der Volkssturm, eine verzweifelte Mobilisierung vom Jugendlichen bis zum alten Mann, stand am Ende dieser menschenverachtenden Strategie.

Parallel dazu begann die alliierte Kriegführung auch das deutsche Hinterland ins Visier zu nehmen: Luftangriffe auf Städte wie Dresden, Hamburg, Köln oder München zerstörten große Teile der Infrastruktur und töteten Hunderttausende. War das pure Zerstörungswut, Rachelust wegen Coventry, oder hatte die Wetterlage gerade nichts anders hergegeben, als zunehmend auch Kleinstädte bombardiert wurden? Orte, die weder kriegswichtige Industrien noch strategische Ziele aufwiesen. Das militärisch bedeutungslose Oettingen, eine beschauliche und bezaubernde Residenzstadt im Ries, mag als Beispiel für die Brutalität alliierter Luftangriffe dienen. 200 Menschen starben im Februar 1945, 300 Häuser und Wohnungen wurden zerstört. In der Endphase des Krieges lebten die Deutschen in Angst und Schrecken – vor Bomben, vor der Front, vor dem Einmarsch der Roten Armee oder der Westalliierten.

Das galt selbst für Soldaten an der Front. Wolf Schneider, einer der bekanntesten deutschen Journalisten, war am Kriegsende als 20-jähriger Besatzungssoldat in den Niederlanden eingesetzt. In einem SZ-Interview bezeichnete er Weizsäckers 1985er Rede als kurios: Ich selber fühlte mich durchaus nicht „befreit“, sondern einer unberechenbaren fremden Herrschaft unterworfen. Ein Volk, das in seiner Mehrheit so was wünschte, ist noch nicht erfunden. Nach Marcel Reich-Ranicki haben die Deutschen den Tag als Zusammenbruch erlebt: „Alles andere ist eine unzulässige, wenn nicht verlogene Beschönigung“.

Die „Befreier“ kommen – mit anderem Auftrag

Die Alliierten – USA, Großbritannien, Frankreich und die Sowjetunion – marschierten ab 1944/45 in Deutschland ein. US-Präsident Truman wies seinen Generalstab am 10. Mai 1945 an: „Deutschland wird nicht besetzt zum Zwecke seiner Befreiung, sondern als ein besiegter Feindstaat“. Und die Sowjetunion als Befreier zu bezeichnen, konnte nur DDR-Ideologen einfallen. Ziel war nicht Befreiung, sondern der Sieg über einen gefährlichen Feind. Das NS-Regime sollte zerschlagen, seine Infrastruktur zerstört, seine Ideologie ausgerottet werden. Für Hubertus Knabe, Historiker an der Universität Würzburg, steht das überbordende Gedenken im krassen Gegensatz zur historischen Wirklichkeit. Der Militärgeschichtler Sönke Neitzel sieht darin den billigen Versuch, der eigenen Geschichte zu entkommen. Es wird so getan, als wäre die Befreiung unsere Sache gewesen. Die Regensburger Professorin Gerlinde Groitl beklagt eine zunehmende Moralisierung nach dem Motto, uns hätte das nicht passieren können.

Und doch: Für viele – besonders für die Überlebenden der Konzentrationslager – war die Ankunft der Alliierten tatsächlich eine Befreiung. Die Schrecken von Auschwitz, Buchenwald, Bergen-Belsen und Dachau endeten nicht durch deutsche Einsicht, sondern durch die beispiellose militärische Intervention der Siegermächte. Millionen Menschen – Juden, politische Häftlinge, Kriegsgefangene, Zwangsarbeiter – verdanken ihr Leben der alliierten Niederwerfung des nationalen Sozialismus deutscher Prägung.

Diese Ambivalenz ist zentral: Die Alliierten befreiten nicht „Deutschland“ im Sinne Nationalstaat – sie befreiten Menschen in Deutschland. Die Unterscheidung ist nicht nur Semantik, sie ist politisch und moralisch von Bedeutung.

Der Tag des Zusammenbruchs

Für große Teile der deutschen Bevölkerung war der 8. Mai auch alles andere als ein Tag der Freude. Städte lagen in Trümmern, Millionen Flüchtlinge irrten durch das Land, Familien waren zerrissen, Männer in Gefangenschaft, ihr Aufenthaltsort unbekannt.

In zahlreichen Fällen blieb jahrelang unklar, wer überlebt hatte. Die Versorgungslage war katastrophal, die Sicherung der Ernährung zum Überleben wurde zum obersten Gebot. Und Viele empfanden Scham, Angst oder Wut – teils über den verlorenen Krieg, teils über die drohende Abrechnung mit der eigenen Schuld.

Hinzu kam vielerorts das Bewusstsein, einer „Fremdherrschaft“ ausgeliefert zu sein. In der sowjetischen Besatzungszone verbreiteten sich Berichte über Vergewaltigungen, Plünderungen und Gewaltakte. In den westlichen Zonen war das Verhältnis ambivalenter – einschließlich der Hoffnung auf einen raschen Wiederaufbau. Andere befürchteten Demütigung, moralischen Zerfall und Bestrafung. Das brutale Schicksal Hunderttausender deutscher Soldaten nach ihrer Gefangennahme in den Rheinwiesen – wochenlang ohne Dach über dem Kopf, ohne Wasser und Brot – sprach sich rum.

Für einen Teil der Bevölkerung war es zweifellos auch der Verlust einer in zwölf Jahren gewachsenen Identität, ein totalitäres Weltbild hatte sich verfestigt. Nur mit großer Widerstandskraft, Mut und oftmals Glück war diesem zu entkommen gewesen. Mit dem Zusammenbruch des Dritten Reiches fiel auch dieses Trugbild in sich zusammen. Der 8. Mai war nicht nur das Ende eines Krieges, sondern – glücklicherweise – auch das Ende einer brachialen Ideologie.

Persönliche Geschichten: Die vier Onkel

In unzähligen deutschen Familien finden sich ähnliche Erinnerungen wie in meiner eigenen: Fast alle Brüder meiner Eltern – Handwerker, Bauern, und einfache Arbeiter – waren in den Krieg gegangen. Nicht weil sie als begeisterte Anhänger des blutigen Regimes dies wollten, sondern weil sie eingezogen wurden. Drei Brüder meiner Mutter fielen innerhalb von sieben Monaten in Russland, der Vierte, Onkel Anton väterlicherseits, verlor sein Leben kurz vor Kriegsende im Kessel Halbe bei Berlin (siehe treue Kameraden 5/2016). Brutal, wie es Millionen Familien getroffen hat; Söhne, Väter und Ehemänner sind im Feld geblieben. Hunderttausende bleiben bis heute spurlos verschwunden.

Persönliche Schicksale dominierten jahrzehntelang die Bilder vom Krieg in deutschen Familien, wer wollte es ihnen verdenken. Sie handelten von Tapferkeit, Leid, Verlust – vermutlich eher selten von Schuld oder Verstrickung. In den 1950er und 60er Jahren mochte der einfache Wehrmachtssoldat als „sauberer Kämpfer“ gegolten haben, als Opfer, nicht als Täter. Erst später setzte eine differenziertere Auseinandersetzung mit der Rolle der Wehrmacht ein – auch mit der Frage, wie viel Mitwissen und Mitmachen es in den Reihen der regulären Armee zwangsläufig gegeben haben muss. Die Kriegsheimkehrer – auch meiner Familie – haben kaum darüber gesprochen. Ich bedauere das sehr.

Die toten Soldaten – ein verdrängter Aspekt?

Tatsächlich waren zwei Drittel der deutschen Kriegstoten Soldaten der Wehrmacht. In diesen ungeheuren Zahlen sind auch Jugendliche des Volkssturms und Rekruten enthalten, die noch in den letzten Kriegsmonaten eingezogen wurden. Heute tauchen diese Toten in offiziellen Gedenkreden – etwa des Bundespräsidenten – kaum auf, selten wird außerhalb des Volkstrauertages an die Gefallenen erinnert. Sind sie

etwa Tote zweiter Klasse? Ist das Gleichgültigkeit, oder die Schwierigkeit, dieser ungeheuren menschlichen Verluste in einem Kontext zu gedenken, in dem Täter und Opfer durcheinandergeraten können?

Haben wir in 80 Jahren nicht gelernt, mit dem moralischen Dilemma angemessen umzugehen: Wie gedenkt man eines gefallenen Wehrmachtssoldaten, ohne gleichzeitig das NS-System zu verharmlosen, dem er zwangsweise gedient hat? Ja, diese Thematik kann rasch kompliziert werden, je mehr persönliche Geschichten damit verbunden sind. War der Onkel ein überzeugter Nationalsozialist – oder einfach ein 18-jähriger, der keine Wahl hatte? War er Täter – oder Opfer der Umstände? Aus dieser Unsicherheit heraus aber Millionen Tote zu verschweigen und den durchsichtigen Schleier des Vergessens darüber zu legen, kann keine Lösung sein. Für uns im Bayerischen Soldatenbund kommt das jedenfalls nicht in Frage!

Erinnerungskultur heute – ein schwieriger Balanceakt

Deutschland hat in den letzten Jahrzehnten eine weltweit beachtete Erinnerungskultur entwickelt. Gedenkstätten der Judenvernichtung, Stolpersteine, Bildungskampagnen, Dokumentationen – all das hat dazu beigetragen, die ungeheuerlichen Verbrechen des nationalen Sozialismus wachzuhalten. Doch das hat seinen Preis: Andere Aspekte – wie die Erinnerung an die Gefallenen oder die zivilen Opfer der Bombenangriffe – treten in den Hintergrund oder werden als „Relativierung der deutschen Schuld“ erst gar nicht zugelassen. Ein probater Weg, die Wunden im kollektiven Gedächtnis sich niemals schließen zu lassen.

Dabei ist die Wahrheit zwar komplex, aber auch ohne Abwehrreflexe begreif- und vermittelbar: Man kann der Millionen ermordeter Juden gedenken – und zugleich der deutschen Kriegsoffer. Man kann die Wehrmacht als Instrument eines Unrechtsregimes einstufen – und dennoch Mitgefühl für die jungen Männer empfinden, die ihr Leben verloren haben. Die Kunst der Erinnerung besteht darin, zwischen Gedenken und Glorifizierung zu unterscheiden und späte Rechthaberei zu unterlassen.

Ein Tag für die Menschlichkeit

80 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs darf Deutschland die Aufgabe nicht scheuen, die Erinnerung an diesen Tag neu auszurichten. Der 8. Mai ist nicht nur ein Tag der Kapitulation, nicht nur ein Tag der Befreiung, nicht nur ein Tag des Zusammenbruchs. Er ist all das – und noch mehr. Er ist ein Tag, der zeigt, wozu Menschen fähig sind – im Guten wie im Schlechten.

Wenn wir heute der Opfer gedenken – ob zivil, in Uniform oder als Lagerinsasse –, dann sollten wir nicht vergessen: Der Frieden, in dem wir heute leben, ist alles andere als selbstverständlich. Und die Erinnerung an den Krieg darf nicht nur Schuld, sie muss auch Verantwortung vermitteln: Für die Verteidigung der Demokratie, für das Zulassen anderer Meinungen. Für das Eintreten gegen Menschenverachtung. Für eine Zukunft, in der der 8. Mai nicht wieder zu einem Tag des Untergangs wird.

In Treue fest!



Richard Drexl
Oberst a.D.